



Abend-

Zeitung.

49.

Mittwoch, am 26. Februar 1834.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Eb. Winkler (Eb. Hell.)

Der Traum des Verlassenen.

Ein Jüngling sitzt im tiefen Hain,
Am Rande einer Quelle;
Die Sonne glüht im goldnen Schein
Und lustig rauscht die Welle;
Doch ihn erfreut das alles nicht,
Er sieht mit traurigem Gesicht
Und Thränen in den Augen.

Da hab' ich nun das schöne Land
Mit seinen duff'gen Höhen
Und kann an jedem grünen Strand
Mich satt an Blumen sehen;
Und dennoch macht's mir keine Lust,
Ein tiefer Kummer drückt die Brust
Und will mich fast verzehren!

Vergebens suche ich das Glück,
Das mir erschien in Träumen,
Zur Heimat zieht es mich zurück,
Zu meinen alten Bäumen.
Hier reicht mir Keiner treu die Hand,
Ich bin allein im fremden Land
Und dort nur ist die Liebe.

So ist der Jüngling still und blas
In leisen Schlaf gesunken,
Da spielt es plötzlich durch das Gras
Wie tausend gold'ne Funken,
Und alle Blumen groß und klein
Erglänzen hell in ihrem Schein
Und regen ihre Blätter.

Und tröstend flüstern sie ihm zu
In wunderfüßen Tönen:
Du lieber kranker Jüngling Du,
Laß nur Dein heißes Sehnen,
Bist nicht allein im fremden Land,
Wir Alle sind Dir ja verwandt
Mit tausend zarten Banden.

Der Liebe wunderbarer Hauch
Durchdringt die ganze Erde,
Damit das kleinste Pflänzchen auch
Von ihm geheiligt werde.
Die Lieb' ist allerwegen da
Und ist an jedem Ort Dir nah'
In Blüthe, Laub und Welle.

Und als entflohn der holde Traum
Und nur die Lüftchen wehen,
Da weiß der arme Jüngling kaum
Was ihm für Heil geschehen.
Die bange Sehnsucht ist gestillt,
Die junge Brust vor Lust ihm schwimmt,
Vor Lust am schönen Leben.

Und freudig nimmt er seinen Stab
Und pilgert muthig weiter,
Den Berg hinan, den Berg hinab
Und singet laut und heiter:
Die Lieb' ist allerwegen da
Und ist an jedem Ort mir nah',
In Blüthe, Laub und Welle.

Ebella.

Erinnerungen an St. Helena 2c.

(Fortsetzung.)

Das zweite Mal, wo ich mit Bonaparte in Longwood af, hatte der Zufall die Einladung herbeigeführt, die er mir selbst machte. Ich war mit meinem Manne und meiner kleinen Tochter zur Gräfin Bertrand gegangen, die eben damals aus Hutts Gate in ein Haus gezogen war, das der Gouverneur für den General Bertrand nahe bei Longwood House hatte bauen lassen. Wir hatten ihr und der Frau von Montholon dort Visite gemacht, als wir Napoleon begegneten, der in dem Garten mit dem General Bertrand spazieren ging. Er ging auf uns zu und sprach lange Zeit mit uns, wobei er meiner kleinen Emilie unter andern sagte, daß sie eine spanische Physiognomie habe.

Im Augenblicke, wo wir Abschied nahmen, um in's Lager zurückzugehen, bat uns Napoleon auf die höflichste und liebenswürdigste Art und Weise sämmtlich, mit ihm zu Mittag zu speisen, indem er für dieses Mal eine Ausnahme von seiner Regel machte, Mann und Frau stets nur einzeln einzuladen. „Was die Kleine da anbelangt,“ setzte er hinzu, auf Emilie zeigend: „so mag sie mit den Kindern der Bertrand essen.“

Sein Wagen mit vier Pferden bespannt fuhr am Thore vor. Er lud die Gräfin Bertrand und mich ein, mit ihm eine Spazierfahrt um Longwood herum zu machen und frische Luft zu schöpfen, während der Herr Hauptmann in's Lager ginge, um Toilette zu machen und die seiner Frau mitzubringen. Da saß ich denn im Wagen neben diesem großen Manne, dem Exkaiser Napoleon. Die drei französischen Generale, Bertrand, Montholon und Bourgaud waren in großer Uniform. Die Pferde liefen wie der Wind, und da der Weg sehr uneben war, so dachte ich mir, wie es gar nicht unmöglich seyn könnte, daß ich in Gesellschaft mit dem großen Weltbesieger den Hals bräche. Napoleon war während dieser Spazierfahrt sehr zerstreut; er sagte bloß einige Worte über das sonderbare Ansehen der Gummibäume, die auf der Insel wachsen. Während des Mittagessens unterhielt er sich über mehre Damen aus St. Helena. Die jungen Mädchen sind dort außerordentlich schön. Napoleon hatte eine davon das Rosenknospchen, eine andere die Nymphe genannt. Diese Letztere war Miß R..., ein sehr schönes Mädchen, das kurze Zeit darauf einen Schiff-Capitain der indischen Compagnie heirathete.

Napoleon fragte mich, ob ich mich auf die Wirthschaft verstehe. „Zum Beispiel,“ sagte er: „können Sie einen Pudding machen?“

Ich antwortete bejahend und erklärte ihm, daß, da ich keine andere Dienerin hätte als eine Soldatenfrau, die ich nicht stets bekommen könne, ich es habe lernen müssen, mich selbst zu bedienen. Beim Dessert nahm Napoleon einen Teller mit Conditoreien und Zuckersachen, rief einem Lakai und sagte diesem: „Tragt diese Bonbons zu der jungen Person, die so hübsch singt!“ Emilie erhielt die Bonbons, wickelte sie sorgfältig ein, und als sie wieder in's Lager kam, that sie sie in eine kleine blecherne Büchse, worin sie selbige mehre Jahre lang aufhob.

An diesem Abende spielte Napoleon mehre Partien Schach mit seinen Generalen, und als er fort war, unterhielten sich diese trefflich damit, eine große Bowle köstlichen Punsch zu machen, von dem auch alle Damen kosteten. Hierauf gingen wir wieder in's Lager, das nicht weit von Longwood House war.

Eines Morgens besuchte ich mit meiner kleinen Tochter die Frau eines Offiziers unsers Regiments, welche krank war und der ein kleines Häuschen unweit Longwood, an der Grenze unsers Lagers gehörte. Wir waren eben in das Haus getreten, als ich Napoleon und den Grafen Las Cases sich der Thüre nähern sah. Der Exkaiser fing an, sehr sorgfältig seine Stiefeln abzustreichen, um das Parket nicht zu beschmutzen, denn im Lager von St. Helena hatten wir keine Teppiche. Dann setzte er sich nieder, um auszuruhen, nahm ein Buch, das zufällig ein Roman war, und las ganz laut. Er studirte unter Graf Las Cases das Englische. Napoleon sprach nach italienischer Art aus, indem er die End-Vokale hören ließ, was auf englische Ohren eine sehr sonderbare Wirkung hervorbrachte. Wir erlaubten uns zu lachen. — „Aha!“ sagte er: „ich glaube gar, Sie meinen, ich lese sehr schlecht! Nun denn! ich meine dagegen, ich lese sehr gut, denn ich verstehe Alles, und das ist genug für mich!“ setzte er hinzu, indem er selbst lachte.

Dann stand er auf und besah einige Kupferstiche, die an der Wand hingen. Sie stellten die Geschichte von Aschenbrödel vor. „Schön!“ sagte er, als er bei dem sich befand, wo Aschenbrödel den gläsernen Pantoffel anprobirt; „es gibt heut zu Tage nur wenige Damen, die einen so kleinen Fuß haben.“

Nun trat er in ein Gemach, wo der Herr vom Hause eben eine Anzahl Flaschen mit einem selbstgebrauten Biere füllen ließ. Napoleon bildete sich ein, es sey Wein, und rief: „Ah, mein Herr! so viel Wein! Das ist viel für einen Hauptmann!“

Auf diese Art unterhielt sich Napoleon vertraulich mit den Damen unseres Regiments: ich sage unser Regiment, weil eine Offiziersfrau keinen Esprit de corps hat, wenn sie nicht mit Zuversicht sagt: unser Regiment!

(Der Beschluß folgt.)

Aus Montesquieu's noch ungedrucktem Nachlasse.

Tiber und Ludwig XI.

Tiber und Ludwig XI. gingen aus ihrem Vaterlande, ehe sie zu der höchsten Gewalt gelangten. Sie waren beide tapfer in der Schlacht und furchtsam im Privatleben. Ihren Ruhm setzten sie beide in die Kunst der Verstellung. Sie begründeten willkürliche Gewalt, brachten ihr Leben in Unruhe und Vorwürfen hin und endeten es in Verborgenheit, Stille und allgemeinem Hass. — Betrachtet man aber beide Herrscher genauer, so wird man bald sehen, wie sehr der eine dem andern überlegen war. Tiber suchte die Menschen zu beherrschen, Ludwig XI. nur sie zu betrügen. Tiber ließ seine Laster nur in der Mase kund werden, als er sie ungestraft begehen konnte, Ludwig war nie Herr der seinen. Tiber wußte tugendhaft zu scheinen, als er sich so zeigen mußte, Ludwig verlor schon am ersten Tage seiner Regierung alle Achtung.

Kurz, Ludwig besaß Feinheit, Tiber Tiefe. Man konnte sich vor des Erstern Kunstgriffen bei wenigem Verstande vertheidigen, der Römer aber schob allen Geistern Wolkengebilde vor und zog sich dann zurück, so wie man ihn anfing zu erblicken. Ludwig, der für die Menschen nur treulose Liebkosungen und kleinliche Schmeicheleien besaß, gewann diese durch ihre eigenen Schwächen, Tiber dagegen durch das Uebergewicht seines Genies und eine sie unwiderstehlich hinreisende Kraft. Der Erstere machte glücklich genug seine Unbesonnenheiten wieder gut, der Letztere nie. Dieser ließ die Sachen, die so bleiben konnten, immer in demselben Zustande, Jener änderte an Allem mit

einer Unruhe, einem Leichtsinne, der an Toakheit grenzte.

Wenn man die Menschen beherrschen will, muß man sie nicht vor sich herjagen — man muß ihnen nachgehen.

Sieht man einen thätigen Menschen, der sein Glück gemacht hat, so kommt dieses daher, weil von den hunderttausend meist falschen Wegen, die er einschlug, doch einer geglückt ist. Daher schließt man daraus, daß er zu Staatsangelegenheiten sich eignen werde. Das ist aber nicht wahr. Irrt man sich in einem Plane, den man für sein Glück entwarf, so ist das nichts weiter als ein Hieb mit dem Degen in's Wasser, bei Staatsunternehmungen gibt es aber nie einen solchen. H.

Alte Schauspieler.

Die Kunst des Schauspielers ist, im Ganzen genommen, der Lebensdauer nicht sehr günstig. Sie reibt geistig und körperlich die Kräfte zu sehr auf. — Schon Iffland klagte 1787: „Ja wohl geht Alles schneller bei uns zu Ende; Freuden und Leiden und auch das Leben! Diese Thränen, die wir vergießen machen, dieß Lächeln, das wir so gern geben: sie kosten uns ein frühes Grab.“ *) Indessen fehlt es nicht an Ausnahmen in Menge. Man denke nur an Schröder, Koch, Unzelmann, Bösenberg, Christ, die Starke, die Döbelin u. s. w. Der älteste Schauspieler unter allen war aber wohl Jean Noel, der am 13. Januar 1829 in Paris 118 Jahre alt starb, und noch im 100sten Jahre auftrat. Er hatte vom 8ten Jahre an die Bühne betreten, 92 Jahre lang auf ihr nicht mit großem Ruhme, aber doch steter Brauchbarkeit gewirkt und 2760 Rollen gespielt. 28010 Mal war er aufgetreten, 1040 Mal gestorben, 130 Mal König, 920 Mal ein ehrlicher Mann und 23,500 Mal ein Schurke und Unglücklicher gewesen, ohne je die heitere Laune und sein gutes Herz zu verlieren. — Bei den Römern findet sich ein Seitenstück zu ihm. Die Schauspielerin Luceja betrat noch in ihrem 112ten Jahre, und Galenia Copiata, Tänzerin und Schauspielerin, 90 Jahre nach ihrem ersten Beginnen das Theater, um den Pompejus zu complimentiren. Sie erschien sogar noch einmal unter Augustus. **)

*) Allg. Anz. d. Deutschen. Nr. 238. S. 32. u. 36.

**) Hufeland's Kunst, das Leben zu verlängern. S. 87. Jena, 1796. *r.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Dresdener Bühnen-Chronik.

(Fortsetzung.)

Am 25. Januar. Zum ersten Mal: „Robert der Teufel“, Oper in 5 Akten, nach dem französischen Texte des Seribe und Delavigne, Musik von Meyer-Beer. Um über diese Oper Meyer-Beer's, über die uns, bevor wir uns durch eigene Wahrnehmung überzeugen konnten, so viele Widersprüche schriftlich und mündlich vor Auge und Ohr kamen, ein richtiges und gerechtes Urtheil fällen zu können, muß man einen Blick auf die neueste Geschichte der Opern-Musik werfen. Hier hatte in neuerer Zeit Karl Maria von Weber mit seinen Opern den Beifall mehr als eines Welttheils errungen, Rossini durch seine Compositionen berauscht, Spohr, Spontini, Bellini und andere neuere Componisten mit ihren Schöpfungen, alle diese aber auf ganz verschiedenen Wegen Glück gemacht. In dieser Zeit erscheint Meyerbeer's „Robert der Teufel“. Meyer-Beer, ein gründliches Studium verfolgend, hatte alle diese neueren, unter sich himmelweit verschiedenen Schöpfungen der berühmtesten Componisten unserer Zeit studirt, und wie jeder kluge Componist, die Stimme des Publikums nicht ganz vernachlässigend, aus ihnen das Miasma kennen zu lernen gesucht, mit dem man jetzt die Welt mit Beifall anstecken könne. Er glaubte das Gesuchte gefunden zu haben und die Frucht dieser Ueberzeugung ist der Charakter, den unsere Oper trägt. Robert der Teufel, ist eine Oper, die in ihren einzelnen Theilen die Spuren tiefer Musikkennntnis, Genialität und Leichtigkeit der Behandlung trägt, allein sie gleicht einem Geschmeide, das ein Goldschmied aus Gold arbeitet, aber dazu nicht Gold von einer, sondern verschiedener Farbe nimmt. Das Metall des Geschmeides bleibt Gold, aber die verschiedenen Farben verwunden eben so das Auge als in „Robert der Teufel“ das zu offenbare Anschließen an verschiedene Schulen unser Ohr verlegt. Die Einheit des Gusses fehlt also dieser Schöpfung nur, sonst müssen wir ihr den vollkommensten Beifall zollen. Zu rügen wäre vielleicht noch, daß Meyer-Beer in dieser Oper, die nun einmal ein non plus ultra von Opern-Musik werden sollte, die Lehren der Sänger, besonders in der Partie der Alice, beifspielloß anstrengt. — Mad. Schröder-Devrient (Alice) überwand alle Schwierigkeiten des Gesanges mit der gewohnten Leichtigkeit; der Vortrag des höchst schwierigen Recitativs war meisterhaft; ihr treffliches Spiel konnte in mehreren Scenen die Schwäche des Sujets decken. Sie ward am Schlusse hervorgerufen. — Dem. Schneider (Prinzessin von Sicilien) trug nicht minder den Sieg über die Schwierigkeiten ihrer bei weitem dankbarern Partie davon und erhielt allgemeinen Beifall. — Herr Babnigg (Robert, Herzog der Normandie) glich einem Schwimmer, der mit den letzten Kräften die Wogen theilt und in ihnen zwar nicht untergeht, aber höchst erschöpft ans Land kommt. Zu einer solchen Partie gehört ein kräftiger Tenor, eine volle Bruststimme; ihren Mangel kann alle Schule nicht ersetzen. — Herr Wächter sang die undankbare Partie des Vertram, und Herr Schuster die unbedeutende des Raimbaut mit Fleiß. Des Letztern Stimme scheint jetzt mehr und mehr das Belegte zu verlieren. — Die Chöre wurden mit vieler Präcision gesungen; Alles griff überhaupt brav in einander. Die äußere

Ausstattung der Oper war nicht prächtig, aber, mit Ausnahme des zu einfachen Geisterballets, würdig. Der Eindruck auf das Publikum und die Aeußerungen des Beifalles am Schlusse der Oper entsprachen nicht unseren, während der Aufführung gehegten Erwartungen und den Vorzügen dieses Musikstückes.

Am 26. Januar. „Welche ist die Braut“, Lustspiel in 5 Aufzügen, von Frau von Weiffenthurn — Mad. Brede (Baronin Wendheim) lebte in dieser dritten Gastrolle, wo es darauf ankam, die Frau aus der großen Welt mit ihren Charakterschwächen und Thorheiten, ihrer Bizarrie, aber auch der höchsten äußeren Abgeschliffenheit zu zeichnen, die der fortgesetzte Verkehr mit der sogenannten feinen Welt verschafft, so recht eigentlich in ihrem Elemente, das nur leider! die etwas ermattete Kräfte unserer Künstlerin nicht stärken konnte. Wäre das Organ unseres Gastes nicht so sehr geschwächt, dann würde Madame Brede immer noch — obschon sie fast zu sehr an Fülle zugenommen hat — etwas Bedeutenderes leisten und mit Recht auf den ihr sonst gezollten Beifall Anspruch machen dürfen. Die geehrte Darstellerin vertheilte trefflich Licht und Schatten, und durch die feinste Nuancirung, die sie ihrem Spiele gab, war uns der Sinneswechsel der Baronin am Schlusse kein unerwarteter, plötzlicher. — Die Herren Karl und Emil Devrient, Herr Pauli, Mad. Devrient (Herr von Grünau, Waldberg, Rath Blümlein, Baronin Dürer) verdienen mehr als gewöhnliches Lob. Sie besaßen den ächten Humor des feinen Komikers. — — Demoiselle Berg (Marie) spielte mit Gefühl. — Herr Werdn (Advokat Wolf) war der schlichte, aber ächte, biedere Mann aus der guten alten Zeit, wie ihn die Dichterin der Baronin als Contrast entgegengesetzt hat. — Dem. Herold (Mina) zeigte sich besonders in den Scenen, wo sie sich gegen Waldberg erklärt, recht brav. Sollte, was wir nicht bezweifeln, das Organ unserer Darstellerin einer Ausbildung fähig seyn, so ist von ihr etwas zu erwarten. — Anna Grund (Babet) ist für diese Rolle noch zu jung. Es ist störend, von einem Mädchen Aeußerungen zu hören, die seinem Alter zu unangemessen sind. Dadurch nimmt das ganze Wesen der Darstellerin ohne ihr Verschulden etwas Schnippisches, Vorlautes und dadurch Unangenehmes an. — Dem. Dittmarsch (Emmy) muß bei weitem mehr Sorafalt auf ihr Aeußeres verwenden, die Grazien an ihren Puztisch rufen und die Chironomie studiren. — Das Zusammenspiel war eben so vorzüglich als das Publikum dankbar, das Alle am Schlusse hervorrief. — Vor dem Stücke: Variationen für zwei Violinen von Paganini, vorgetragen von den Gebrüdern Ernst und Eduard Eichhorn. Das Spiel des eils- und neunährigen Knaben setzte in Erstaunen. Wir fanden nicht, wie dies gewöhnlich der Fall ist, unnatürlich gezeitigte Früchte, denen Saft und Kraft fehlt; ihr Spiel, vorzüglich das des älteren Bruders, der sich die Manier der großen Meister, deren Schüler er war, als Spohr's und Paganini's, auf bewundernswürdige Weise angeeignet, bekrundet seltene Gediegenheit und klare Empfindung des Vorgetragenen. Der Beifall des Publikums war beifspielloß und veranlaßte Herrn Pauli, die jungen Virtuosen noch einmal im Stücke, in der Ehegesellschaft der Baronin, auftreten und wiederholten, unendlichen Beifall ärnten zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)